

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 12

Artikel: Die Kunst im Irrenhause
Autor: B.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-155395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es war gut, im zweiten Teile Bachofens Bedeutung vom geistesgeschichtlichen Standpunkt aus zu bemessen und seine Bewertung und Auffassung des Natursymbols in den Mittelpunkt der ganzen Betrachtung zu rücken. Zur Frage der Symbolentstehung ist viel Zutreffendes gesagt; was wir hier vermissen, ist die strenge Gruppierung und Entwicklung der Ideen, oft auch die haarstarke Problemstellung. Die Überfülle des Stoffs droht das strukturelle Gefüge zu überwuchern und auseinanderzureißen. Was sollen schließlich die langen Abschweifungen über das Muttertum und seine Auswirkung in ephemeren Erscheinungen und Erzeugnissen der Gegenwart (S. 448 ff.), über Sozial- und Sexualkommunismus, über moderne Geheimbünde, Bedeutung der Askese u., die zum Thema in allerloosester Verbindung stehen und schließlich dazu führen müssen, Bachofens Bild in ein ganz falsches Licht zu rücken? Man wird oft den Eindruck eines wilden Ungeäumtes nicht ganz los, welches atemlos durch tausend Fragen stürmt, und sich nicht zuletzt auch im Stile geltend macht (in Bildungen wie primitivologisch, Imaginarismus, Amonotheismus, Matriarch [Bachofen wird so bezeichnet!]). Unstimmigkeiten, die sich dabei auch in den Text eingeschlichen haben, übergehen wir. Trotz alledem, wir ehren und freuen uns über Bernoullis Bemühungen, die einen unserer Großen wieder zum geistigen Besitztum der Nation machen wollen!

Die Kunst im Irrenhause.

Von B. M.

Meister Breugnon, dieses fröhliche Kind der Muse Romain Rolland's, preist die Kunst als den „Genius des heimischen Herdes“, den „Freund“, den „Gefährten, der besser als wir selbst auszudrücken vermag, was wir allesamt empfinden“. —

Mit ebenderjelben Wahrhaftigkeit dürfen wir heute sagen, daß die Kunst auch der Genius des Irrenhauses ist, der Freund und Gefährte der Geisteskranken, der besser als sie selbst auszudrücken vermag, was — unter den Trümmern ihrer Seele vergraben — dennoch unbeschädigt sich regt.

Ich kenne eine Irrenanstalt, in der seit einer Generation die Kunst zuhause ist. Nicht nur spendet ihr Leiter selbst mit kunstreicher Hand aus dem Reichtum der klassischen Musik. Er heißt auch jeden willkommen, der mit Geige und Laute, mit Kunst- und Volksgesang, mit frischem Studentenschwank und Lichtbildervortrag, mit Jacques-Dalcrozeschen Kinderreigen und Erich Fischer'schen Komödien seinen Kranken ein paar heitere Stunden bereiten will. Nicht zu vergessen die über das Jahr verteilten Tanzfeste des Hauses.

Da erstaunt es dann die ausübenden Künstler, die gesunden Beobachter immer von neuem, wie empfänglich für Kunst die Kranken sich zeigen. Vor allen andern Dingen für Musik. Ob Schuberts Lieder

oder Chopins Balladen, die „holde Kunst“ läßt die zerrissenen Saiten der Seelen harmonisch und friedevoll mitschwingen.

Und welche unmittelbare Wirkungen weckt erst der Humor. Unter dem Himmel der Heiterkeit, wo — außer dem Giste — bekanntlich alles gedeiht, werden Geistesranke zu gutartigen, sorglosen, mittuenden Kindern, die, wie Anselm Feuerbach so schön es sagt, „über Abgründe ihrer Seele hinweggetragen, mit ihrem eigenen Leide spielen“.

Und wie verwandeln sie sich erst unter dem Zauberstabe Terpsichores! Ist ihnen doch das Tanzen der elementare Ausdruck der Lebensfreude des Augenblicks, der glücklichen Stimmung, welche die Auslösung innerer Unruhe durch die Rhythmen der Musik und der Bewegung hervorgerufen hat. Vereinzelt hat ja die Krankheit selbst erst in solch einem armen Geschöpf die Kunst des Tanzens entwickelt, es mit Anmut und rhythmischem Feingefühl begabt.

Damit aber stehen wir bereits auf dem Boden derjenigen Künste, die den Geistesranke noch tiefere Befriedigung zu geben vermögen, da jene einem innersten, für sie äußerst wertvollen Bedürfnis nach schöpferischem Gestalten entspringen — einem Ringen nach Ausdruck für ihre begrifflich oft nicht mehr formulierbaren Vorstellungen.

In wieviel rührenden kleinen Gegenständen entdecken wir z. B. bei einem Blick in ein (leider wenig bekanntes) schweizerisches Psychiatrie-Museum die Zeichen dieses Bedürfnisses nach Gestaltung, die bescheidenen Ansätze zur Kunst. Wie weiß die ranke Phantasie sich mit den einfachsten Mitteln zu behelfen und mit unsäglicher Geduld alles zu verwerten, was dem Ranke nur irgendwie in die Hände kommt. Wer würde denken, daß aus weichem Brot — ein Paradiesgärtlein mit Adam und Eva und der schön geringelten Schlange darin modelliert werden kann, oder, daß die Fröchtchen der Zypresse zu einer zierlichen Halskette verbunden werden? Wer weiß davon, daß eine fromme katholische Internierte ihren Zimmeraltar mit einer Madonna im farbenprächtigsten, perlengestickten Gewande einer Venezianerin der Renaissance schmückt? — Und enthüllt sich nicht endlich — auf unbedrucktem Zeitungspapier, mit Schwarz- oder Buntstiften — eine ganz dekorative, orientalisches mysteriöse Phantasiwelt, zu welcher der Ranke allein den Schlüssel besitzt? — Dichterisch veranlagte Ranke verschönern ihren Leidensbrüdern das Christfest durch eigens erdachte und aufgeführte Weihnachtsmärchenspiele; verpuffen ihren Humor und Wit in derben Fastnachtsschwänken, wobei sie mitunter einander und den Oberhäuptern die Meinung sagen. — Meine Feder ist leider zu raumbeschränkt, um die tausend kleinen Künste zu nennen, die den Zeitvertreib der Ranke bilden — ganz zu schweigen von der Betätigung nicht Weniger in den Schreiner- und Schlosserwerkstätten, in der Gärtnerei und auf den umliegenden Feldern der Anstalt.

Mancher Patient schon hat es dankbar zugegeben, daß er erst in der Irrenanstalt Zeit gefunden, sich mit den großen Geistern der Literatur eingehend und genußreich zu beschäftigen, wozu er auch Anregung durch gelegentliche Vorlesungen aus den Dichtern der Klassik, wie der

Gegenwart empfangen. In der That bietet die unfreiwillige Muße der Internierung dem Geisteskranken eine seltene Gelegenheit, seiner künstlerischen Befähigung und Phantasie freien Lauf zu lassen. Er findet da immer Zuhörer, wenn er ein schönes Buch vorlesen, seine Tonkunst pflegen und etwa Musikhöre einstudieren will. Obwohl ein Internierter, kann er dennoch seine Lyrik, seine Essays — wenn sie schön und sinnvoll — in die Zeitung, seine Bilder und Statuetten auf die Kunstausstellung schicken und Verkehr mit Künstlern inner- und außerhalb der Anstalt pflegen. Und letzten Endes erlernt er auch dort die seltene Kunst, sich in Menschen, Verhältnisse und Leiden zu finden. So kann ihm das Irrenhaus — zu einer Hochschule fürs Leben werden. —

Verweilen wir ein wenig bei den seelischen Wirkungen, die ein Künstlerlebnis auf die Geisteskranken auszuüben vermag.

Man sehe und höre einmal die kranken Frauen, wenn sie zusammen ein Theaterstück aufführen oder einem solchen Spiel von Patienten zuschauen. Dieselben Frauen, die im täglichen Umgang ewig Händel haben, spielen auf den „die Welt bedeutenden Brettern“ ganz con amore und so geschmackvoll wie Gesunde. Eine unheilbar Widerspruchsvolle findet sich verständnisvoll-gehorsam sofort in eine Rolle im lebenden Bilde. Eine sonst redselig, übertrieben, unschön-derb, mit einem Wort: manisch sich gebärdende Kranke von sehr ungleichen Stimmungen vollbringt hingegen stets gleichmäßig gute Kunstleistungen. Ihr eingebornes, glücklicherweise heil gebliebenes Kunst- und Stilgefühl, die Ehrfurcht vor dem Kunstwerk und seinem Schöpfer diktieren ihr schon rein unbewußt das wahre ästhetische Maß. Selbst da, wo der Geist erloschen und der Verblödung anheimgefallen, behält der Kranke in einzelnen Fällen eine partielle Helligkeit, bleibt seine künstlerische Begabung und Betätigung unverfehrt. So ist u. a. einem solchen Menschen in seinem Violinspiel die Sprache der Töne geblieben, vermittels deren er in Fühlung mit der Umwelt bleiben kann, wenn schon die begriffliche Sprache ihm zerstört ist.

Bei einer Anstaltsfeier, wo zum ersten Male die von kranken Männern dargestellten heiligen Gestalten der Weihnachtsgeschichte in der Zelle der Schwerkranken erschienen, äußerte ein langjähriger Zellen-Inhase erfreut, daß er dasmal die schönste Christnacht seit je in der Anstalt erlebt habe. Den Engelsgesang und -reigen einer andern Christfeier erschaut zu haben, nannte ein junges, sonst gänzlich ausdrucksunfähiges Mädchen „den schönsten Tag meines Lebens“; sie habe da das „Dornröschen“ gesehen! Und die gute „Weihnachtsfee“, das von einer Patientin erdachte und aufgeführte Märchenpiel, hat manchem von ihnen, die so arm am Geiste wie arm am Beutel, die schönste Weihnacht ihres Lebens beschert!

So begegnet man nach einem gebotenen Kunstgenuß — etwa einer Vorlesung aus Goethes Gedichten oder Gottfried Kellers Erzählungen — nirgends mehr Dankbarkeit und lebhafterem Widerhall als bei diesen Enterbten, diesen in ewiger Disharmonie Lebenden! Sie, die unentrinnbar von Dämonen verfolgt, ganz nur sich selbst und ihren Plagen leben:

sie finden, aus einem lebendigen Gefühl des Beglückt-, des „Gehoben-seins“ heraus, urplötzlich liebe Worte, einen warmen Händedruck, eine kleine Gabe der Dankbarkeit dafür, daß eine Stunde lang die bösen Geister von ihnen gebannt, daß sie eingewiegt wurden in Harmonie, daß sie sich selbst und, wie sie sagen, „ihre Sorgen“ vergessen konnten. — Und welche gescheite Urteile über das Gehörte werden mit einem Male bei ganz indifferenten Kranken laut! Wie wird Goethe in seiner Schlichtheit und Lebenswahrheit, in seiner schönen Sprache gewürdigt! Wie erkennt man mit Freuden diejenigen seiner Gedichte wieder, die man begeistert in der Jugend auswendig lernte! Wie gar vertraut klingen endlich den im Freien schaffenden Patienten die Gedichte Huggenbergers aus der „Stille der Felder“!

Ja, indem sie die Kranken freudig und andächtig stimmen, wecken all die Gaben der Dichter in ihnen einst lebendige Gedanken über Hohes und Tiefes wieder auf, erwecken sie lebhafteste Anteilnahme am künstlerischen Menschenerlebnis, lassen sie rein unbewußt die gesunde und lichte Welt der Vorstellungen an die Stelle der krankhaft-düsteren treten. Nicht selten wird es dann offenbar, daß der Geisteskranke an der schönen Gedankenwelt weiterbaut und Bausteine hebt und hinzufügt aus den verschütteten Schächten seines Innern. —

So und noch auf mancherlei Weise — indem sie seine gesund und sicher gebliebenen Instinkte aktiviert — erzieht fast unmerklich, fast unbewußt, die maßvolle ästhetische Betätigung den Geisteskranken von neuem zu normal-ethischer Lebensführung. Es können — nach meinen Erfahrungen — auch im Irrenhause jene höchsten inneren Wirkungen erzielt werden, von denen Prof. Windelband in seinen philosophischen „Präludien“ so treffend sagt:

„Gerade deshalb ist auch für die Veredelung des ethischen Gewissens und für dessen Erziehung zu einem reinen . . . Pflichtgefühl kein pädagogisches Mittel so wirksam wie die Erweckung des logischen und des ästhetischen Gewissens . . .; was er (der Mensch) so auf den andern Gebieten erfahren hat, das überträgt sich ihm dann von selbst auch auf das moralische Leben.“

Die Freude nun, welche das Gelingen einer selbsterdachten, selbstgewollten und vollendeten Arbeit auslöst, ist ein wundervoller Heilfaktor. Aus jenem hier wohlberechtigten Kunstbiletantismus erwachsen schließlich neuer Ernst und neue Hingabe an die Pflichten des Alltags, an die Arbeit im Berufe. Aus dem künstlerischen Erfolge erblüht neues Selbstvertrauen in Kraft und Können. — Und während in der Irrenanstalt die durch die Krankheit zerstörte Persönlichkeit im Genesenden allmählich neu sich aufbaut, hat er dort auch eine selten schöne Gelegenheit, diese Persönlichkeit und ihre Gaben in den Dienst der Ärzte und der Mitkranken zu stellen.

Angesichts so vielen in den Irrenhäusern vergrabenen Künstleriums möchte man sein Haupt verhüllen und irre werden an dieser Welt, wenn es nicht schön und dankbar wäre, diese verborgenen Schätze zu heben, diese Talente zur Entfaltung zu bringen.

Wenn je irgendwo die Kunst zum Segen fürs Leben werden kann — gleich den Stunden religiöser Andacht —, so in einer Irrenanstalt. Denn was den Geisteskranken die Gottesdienste bedeuten, nämlich ein wohlthuendes Gegengewicht gegen den Druck der Leiden, das vermag auch die künstlerische Betätigung zu bieten: eine edle Auswirkung sonst sich unliebsam entladender Kräfte, wirksame Überwindung leichterer Niedergeschlagenheit, Tröstung und Beruhigung ohne Worte, Erhebung übers Alltägliche, innere Andacht, ja Freude am Leben!

Und was das Schönste ist, diese innern Segnungen geben dem ins Leben Zurückkehrenden eine unverlierbare Geleitschaft durch gesunde und kranke Tage. Denn die Kunst, dieser den ewigen Gefilden entspringende Quell, bleibt unerschöpflich an Offenbarungen, weist immer neue Wege aus dem Nichts heraus.

Sie ist ein Gott, dessen Leier — wie einst die des Orpheus bei den Schatten der Unterwelt — selbst im geistig Tiefstkranken noch ein Echo findet; ein Gott, der sein Auge voll Leuchtens, seinen Mund voll Ruhmens, sein Herz voll Ruhe macht. Die Kunst — ein Gott, dem er noch dient, wenn längst schon er christliche Lehren nicht mehr befolgt. —

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Reform der Staatswissenschaft. — Die Lage im Zonenstreit. — Zu den Tessiner Forderungen.

„Wir neigen als Volk dazu, eine Art „Idealismus“ zu schätzen, der im Grunde nicht viel anderes ist als der Hang eines überkultivierten oder müden Geschlechts, sich aus einer beschwerlichen und unschönen Wirklichkeit fortzuträumen. Diesen Altären haben wir lange genug und genügend geopfert. Es ist Zeit, zu erwachen. Es wird allmählich eine die Frage Sein oder Nichtsein berührende Forderung, keine schönen Binden vor den Augen zu tragen in einer Zeit, die gegen alle hart ist, am härtesten aber gegen die „blinde Ruh“ selbst.“

Diese Worte hat während des Weltkrieges ein Angehöriger eines neutralen Kleinstaates, der seither verstorbene schwedische Staatswissenschaftslehrer Rudolf Kjellén, im Vorwort seines Buches über den „Staat als Lebensform“¹⁾ an sein Volk gerichtet. Könnten — oder sollten — sie nicht auch in der Schweiz geschrieben worden sein?

Unser Land hatte das Glück, während des Weltkrieges noch vorwiegend von Männern aus der vor-„idealistischen“ Zeit geleitet zu werden. Viele von ihnen weilen heute nicht mehr unter uns. Raum vergeht ein Monat, der uns nicht weitere entreißt. In Dankbarkeit möge unser Volk stets ihrer gedenken, der Müller, Forrer und Decoppet, der Heusler und Eugen Huber, und Ulrich Wille's. Unter ihrer Anleitung und Führung hat die Schweiz eine Zeit überstanden, in der mächtige Nachbarvölker, durch fremden Machtwillen und von innerem Aufruhr zerseht, um ihre politische Selbständigkeit oder ihr staatliches Eigenleben gekommen sind. Der Größe der Aufgabe weniger gewachsen hat sich das Geschlecht gezeigt, das sie gegen Ende des Krieges ablöste. Unter seiner,

¹⁾ 1924 in neuer, auf die ursprüngliche schwedische Ausgabe zurückgehender deutscher Übersetzung bei Bowninkel/Berlin erschienen. Preis Mf. 5.—